

Nekr  
Sch  
165

Dr. h. c. Hans Schulthess

15. Dezember 1872 — 4. November 1959

Von

Margrit Paur-Ulrich

Kilchberg

Separatdruck  
aus dem Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1961

Druck der Buchdruckerei a/d. Sihl AG.  
Zürich 1960

## Hans Schulthess

15. Dezember 1872 — 4. November 1959

Am 4. November 1959 haben wir Abschied genommen von Dr. h. c. Hans Schulthess-Hünerwadel. Fast möchten wir nun klagen: Der letzte Alt-Zürcher ist von uns gegangen. Noch leben aber unter uns alte Zürcher, die sich nicht allein den Jahren nach dieses Prädikat zulegen, die sich vielmehr nach Namen, Art und Eigenart «Alte Zürcher» nennen dürfen. Mit Hans Schulthess aber ist unleugbar eine besonders markante Gestalt aus unserer Altstadt verschwunden, verschwunden in den Tagen, da unsere alte Stadt immer mehr abbröckelt, da aus kompakten, einheitlichen Häuserreihen einzelne Fassaden herausgeschlagen und durch moderne ersetzt werden, da nicht nur an der Peripherie der Stadt, sondern irgendwo im Stadttinnern Hochhäuser entstehen.

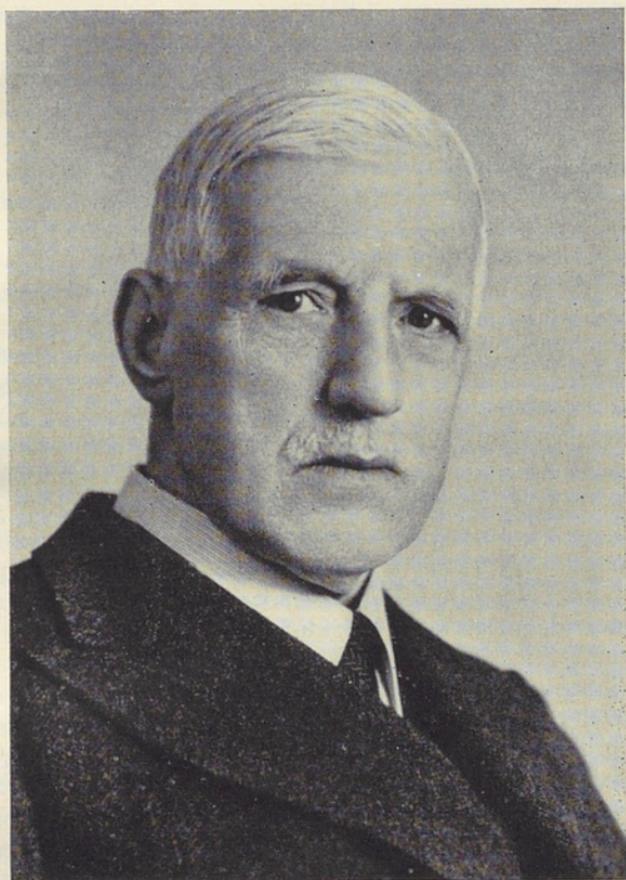
Während langer Jahrzehnte durchschritt regelmässig und unbeirrbar die früher straffe, später leicht gebeugte, vom Stock gestützte Gestalt des Buchhändlers und Verlegers Hans Schulthess die Strassen rund um das Grossmünster. Soweit die Schatten der Münstertürme reichten, war es gewissermassen ureigenster Heimatboden des Verstorbenen. Im stattlichen Patrizierhaus St. Urban an der Stadelhoferstrasse stand seine Wiege, im ruhig-schönen Bürgerhaus Rämiberg an der Rämistrasse erlebte er die hohe Zeit seines Lebens, und er durfte dort die müden Augen schliessen. Am Zwingliplatz, nahe der Münsterterrasse, im Haus zur Weinleiter, spielte sich auf konzentriertem Raum sein weites, geistiges, intellektuelles, sein praktisch-kaufmännisches Leben ab. Diese drei Stätten umschliessen gewissermassen den Kern seines Wesens.

Wenn wir uns nun sein Leben, sein Tun und Wirken vergegenwärtigen wollen, brauchen wir nur seinen eigenen Aufzeichnungen zu folgen. Mit scharfer, mitunter allzuscharfer Feder und unbestechli-

chem Blick hat er zu wiederholten Malen seine Umgebung, hat er die Welt, die frühe und früheste um den St. Urban, gezeichnet. Aber um das Bild eines lieben Verstorbenen vor uns erstehen zu sehen, dürfen wir nicht nur dessen eigener Stimme lauschen, wir möchten die Stimmen seiner Freunde, seiner Zeitgenossen hören. Und es macht sich nun die wehmütige Schattenseite sehr hohen Alters geltend: Die mit ihm jung waren, aufgewachsen sind Seite an Seite, sind ihm fast ausnahmslos vorangegangen. Ihre Stimmen können uns nichts mehr künden. Dieses Verlassenwerden von seinen Weggenossen, die Einsamkeit des Alters hat er oft schmerzlich beklagt.

Das schöne alte Haus St. Urban war schon recht belebt, als am 15. Dezember 1872 Hans Schulthess das Licht seiner vorerst kleinen Welt erblickte. Sein Vater, Friedrich Schulthess-Meyer, hatte die Mitte des Lebens bereits überschritten. Seine Mutter Mathilde, geb. Meyer, die ausserordentlich jung geheiratet hatte – ihre sanften, liebreizenden Züge sind von Deschwanden in Silberstiftzeichnung festgehalten worden – trug auf ihren willigen Schultern schon ein reiches Mass an Arbeit. Vier Geschwister, zwei Schwestern und zwei Brüder, umstanden die Wiege des Söhnchens. Während mehrerer Jahre blieb Hans das jüngste Glied in der Geschwisterkette, dann folgte noch eine Schwester, ein blondlockiges, feingliedriges Mägdlein mit schöner Singstimme, aber, wie es bei den Jüngsten einer grossen Familie nicht selten vorkommt, mit verletzlicher Seele und einem wie eine Saite gespannten Gemüt. Eine glückliche Kindheit, so schreibt der Autobiograph selbst, habe er durchleben dürfen, gemeinsam mit Geschwistern, Vettern und Basen, im ausgedehnten Areal des St. Urban. Aber seine körperlich wie seelisch wenig robuste Disposition legte ihm oft wirkliche oder eingebildete Hindernisse in den Weg. Die Eltern, in vorbildlicher Ehe lebend, ergänzten sich in der Verschiedenheit ihrer Charaktere zu seltener Einheit. Des Vaters Ernst, seine sich mitunter bis zur Unbeugsamkeit steigernde Strenge, ward ausgeglichen und gemildert durch der Mutter sich anpassende, einfühlende Ruhe und Gelassenheit. Was ihr an Temperament und Lebensfreudigkeit fehlen mochte, ersetzte sie durch eine tiefe, echte Frömmigkeit. Nie hat sie sich niederbeugen lassen durch Sorgen und Kummer, an denen ihr Leben wahrlich nicht arm war.

Die Primarschule, erst am Wolfbach, dann am Schanzengraben, scheint weder Glanz noch Elend in das Bubenleben getragen zu haben. Mit nachsichtigem Lächeln und fast übergrosser Bescheidenheit behauptete Hans Schulthess, seine Promotionen, seine guten



*Dr. Hans Schullkopf.*



Noten, sei es in der Primarschule oder am kantonalen Gymnasium, verdanke er seinem Fleiss, seiner Gewissenhaftigkeit, mehr als seiner Begabung.

Einer in altzürcherischen Familien verwurzelten Sitte gemäss wurde der fünfzehnjährige Knabe einem Kreis von «Kameraden» zugeführt, jungen, gleichaltrigen Menschen, alle derselben gesellschaftlichen Schicht und Atmosphäre entstammend. In der Schule war der Verkehr mit Buben aus anderen Verhältnissen selbstverständlich, sollte auch gar nicht verhindert werden, aber «die Freunde fürs Leben» wurden von den Eltern gewählt. Die Kameraden bildeten im Leben der Buben und jungen Männer die selbe schöne, nie beanstandete Selbstverständlichkeit wie die «Gspielen» im Leben der jungen Mädchen. Und, merkwürdig, dieser von den Eltern zusammengestellte Kreis hatte meistens Bestand bis ins hohe Alter. Im Falle von Hans Schulthess war diese Zusammengehörigkeit von besonderer Festigkeit. Bis in die letzten Zeiten blieben sie verbunden, diese Kameraden. Im regelmässigen Rhythmus traf man sich abwechselungsweise in einem der Elternhäuser, später im eigenen Heim. Bei einfacher Bewirtung und «ganz unter sich». Die Gattinnen hatten sich diesen männlichen Gastierungen zu fügen und taten es mit liebenswürdigem Vergnügen. Zu diesen Kameraden gehörten unter anderen Adolf Brunner-Lavater, Arnold Escher, Adolf Frick, Paul Ganz, Hans von Grebel, Gustav Hess, Max Huber, Fritz Locher, Eduard Rübel, Gustav Schneeli, Konrad Stockar-Fierz und Arnold Zimmermann.

In diesen Jahren trat Hans Schulthess auch der «Heraldika» bei, einer Vereinigung von jungen Leuten, die, bei allen heraldischen und genealogischen Interessen, doch vornehmlich die Geselligkeit pflegten und die bei ihren traditionellen Anlässen, den Familienabenden, oft mehrere Generationen einer Familie begrüssen durften. Auch hier wurden Freunde fürs Leben gefunden.

Mit grosser Anhänglichkeit und ungetrübter Freude erinnerte sich der Verstorbene noch im hohen Alter der Familien-Sommerferien. Wenn im Garten Glyzinie und Geissblatt verblüht waren, das Springbrünnchen nur noch müde plätscherte, dann schloss wohl St. Urban seine grünen Läden, und die ganze Familie zog aus zu gemeinsamen Ferien. Sie waren etwas anders geartet als die Ferien unserer jungen Generationen, und es mochte der Mutter nicht immer sehr ferienhaft zu Mute gewesen sein, wenn sie ihre sechs Kinder beim nachmittäglichen Spaziergang in schönster Hitze um sich scharen und bewachen musste. Die bevorzugten Ferienorte waren Obstalden, Engelberg und

Sachseln. Noch erfreulicher schienen dem heranwachsenden Buben die Herbstferien, die er in verwandtschaftlichen Pfarrhäusern verbringen durfte, in Rümlang und Niederhasli, und wo er bei Apfelernte und Kartoffelfeuerchen ländliche Freuden und völlige Freiheit geniessen konnte.

Nach Absolvierung von vier Jahren Kantonsschule verliess Schulthess die Schulbank in der Gewissheit, das weitere Rüstzeug für sein Leben sich in der Praxis aneignen zu müssen. Dabei zollt er aber seinen Lehrern an der Primarschule wie den Professoren am Gymnasium echte und objektive Anerkennung. Seinem Beruf hat die fehlende Matur keinen Schaden gebracht! Einige Monate in Lausanne zur vervollkommnung der französischen Sprache schienen dem jungen Mann etwas kurz. Aber der Vater möchte nun den Sohn in das Geschäft einführen. Dem Wunsche des jungen Schulthess, sich im Bankfach auszubilden, kann nicht entsprochen werden, er ist wie sein Bruder Wilhelm für den Buchhandel bestimmt. Mochte ihm der Verzicht im Augenblick nicht leicht fallen, Hans Schulthess hat ihn nie zu bereuen gehabt. Er war zum Verlagsbuchhändler berufen, war berufen, auf diesem Gebiet Gutes und Bleibendes zu leisten. Die Lehrzeit im Geschäft des Vaters war allerdings kaum dazu geschaffen, Begeisterung zu wecken. Nun war es schon die vierte Generation, die das Geschäft im Haus zur Weinleiter am Zwingliplatz führen sollte. Der Grossvater, Oberstleutnant Friedrich Schulthess-v. Grebel, durfte ein blühendes Unternehmen in die Hand seines Sohnes Friedrich Schulthess-Meyer legen. Im Laufe der kommenden Jahre aber hielt es nicht mehr völlig Schritt mit dem neuen Tempo, konnte den neuen Ansprüchen nicht mehr genügen. Die strenge Lehrzeit aber, täglich von 8–12 Uhr und 14–20 Uhr, stählte den jungen Hans Schulthess für seine spätere Ausbildung.

Nun dürfen wir dem Verstorbenen selbst das Wort geben und aus seinen Aufzeichnungen zitieren: «Meine Fremdezeit begann mit einem Volontariat in der Buchhändler-Handelsmetropole Leipzig. Hier lernte ich den Buchhandel von einer andern Seite kennen, in seiner vollen Grösse, mit seiner einzigartigen Organisation und seinen mächtigen internationalen Beziehungen. Dies alles interessierte mich gewaltig, gab mir aber von neuem ein Gefühl der Bedrückung, wenn ich mit dem heimatlichen Betrieb Vergleiche anstellte. Ich verkehrte in verschiedenen angesehenen Verlegerfamilien und war stets von neuem erstaunt, mit welcher Hochachtung vom Schulthess'schen Verlag immer noch gesprochen wurde, mitunter vielleicht im Sinne

vergangener Grösse. Auf alle Fälle sagte ich mir schon damals: ‚Das muss wieder anders werden‘. Bei alledem behagte es mir wesentlich besser in der vornehmen Residenzstadt Dresden, wohin ich mich von der fleissigen Handelsstadt Leipzig aus begab.› Hans Schulthess machte keinen Hehl aus seiner Bewunderung der Tüchtigkeit und Grosszügigkeit der Deutschen, ihres Organisationsgeistes, ihrer Unternehmungslust. Um so tiefer empfand er die Enttäuschung über den politischen, den kulturellen Zerfall während und zwischen den Kriegen, und vollends die Zerstörung seiner bewunderten Stadt Dresden traf ihn im Innersten.

Vier Jahre dauerten die Ausland-Lehr- und Wanderjahre, dann fand sich der gereifte junge Mann in seine Vaterstadt zurück, der er, mit kurzen Unterbrechungen, treu bleiben und der er grosse Dienste erweisen sollte im Laufe seines Lebens. Nun durften auch die gesellschaftlichen Rechte des Lebens zur Geltung kommen. Bald gründete er mit Freunden den Club zur Weissen Rose. Einen freien, gesellschaftlichen, weder durch geschäftliche noch durch sportliche Bindungen begrenzten Club kannte Zürich damals noch nicht. Es galt manchem ironischen und zweifelnden Lächeln standzuhalten, aber was die Gründer dieses neuartigen Clubs – nach englischem Muster – erstrebten, den Zusammenschluss altzürcherischer Elemente in ziemlich traditionsloser Zeit, gelang ihnen über Erwarten. Noch heute nimmt der Club zur Weissen Rose im gesellschaftlichen Leben Zürichs seinen geachteten Platz ein. In dieser Zeit nahm ihn die Gesellschaft der Schildner zum Schneggen auf als Stubenhitzer, einige Jahre später als Schildner. Bald wurde ihm die Würde des Stubenmeisters und endlich des Rechenherrn übertragen. In dieser Gesellschaft musste sich Hans Schulthess in seiner ausgesprochenen Verbundenheit zum alten, aristokratischen Zürich, bei seinem ausgeprägten Verständnis für Familiengeschichte und Genealogie wohl fühlen.

Erholende Ausritte ins grüne Land mit Freunden, die so begeisterte Reiter waren wie er selbst, anregende Geselligkeit, vertiefte persönliche Privatstudien brachten Abwechslung in sein schon verantwortungsvolles Leben. In diesen Jahren erfüllte Hans Schulthess auch seine Dienstpflicht, die er als Oberleutnant der Infanterie beim Generalstreik 1918 abschliessen durfte mit dem Gefühl, auch hier in kritischer Stunde seinen Mann gestellt zu haben.

Schon im Jahre 1900 legte der seit langem von schweren Nervenleiden gequälte Vater Friedrich Schulthess das Geschäft ganz in die Hände seiner Söhne Wilhelm und Hans. Nach wenigen Jahren schon

fand sich Hans Schulthess alleiniger Chef der Firma, da sein Bruder, anders veranlagt, sich zwar der geistigen Welt der Bücher, aber nicht deren Herstellung und dem Handel verpflichtet fühlte. Nun lag es in seinem Ermessen, den Hauptakzent auf den Buchhandel, das heisst die Buchhandlung zu legen oder auf den Verlag. Von jeher hatte sich Hans Schulthess mehr vom Verlagswesen angezogen gefühlt als vom Buchhandel und so wandte er den grössten Teil seiner Arbeitskraft jenem zu, aber nicht ohne den leicht ins Stocken geratenen Buchhandel energisch voranzutreiben. Lassen wir Hans Schulthess selbst von den Schwierigkeiten berichten, die sich damals den Schweizer Verlegern und Buchhändlern entgegenstimmten: «Alles in allem war der schweizerische Buchhandel im Rahmen des internationalen Buchgewerbes damals nicht viel mehr als ein Anhängsel des deutschen Buchhandels. Ein C. F. Meyer, ein Gottfried Keller, eine Johanna Spyri und Gelehrte von hohem Ruf suchten und fanden ihre Verleger in Deutschland. Gleichermassen waren die Buchhändler in der Schweiz in ihrer überwiegenden Mehrheit eingewanderte Deutsche. Eine Ausnahme machten lediglich die Verlage, an deren Spitze Altschweizer standen. Ihr Betätigungsfeld beschränkte sich zum guten Teil auf die Herausgabe von Werken spezifisch nationalen Charakters, da von einer Exportmöglichkeit in grösserem Umfang nicht die Rede sein konnte. So war denn auch der Schulthess'sche Verlag vor allem ein schweizerischer Verlag und nur insofern international, als seine wissenschaftlichen Werke schon damals auch im Ausland eine gewisse Beachtung fanden. Dazu gehörten in hohem Masse die ethisch-pädagogischen Bücher von Friedrich Wilhelm Foerster, die, zumal in Deutschland, bis zu Beginn des Hitler-Regimes zu den meistgelesenen Schriften zählten. Dann aber wurden sie verboten, konfisziert, und die in Leipzig zu Tausenden liegenden Vorräte kurzerhand vernichtet. Ihr Verfasser, der bis anhin zu den gefeiertsten Schriftstellern gehörte, wurde von heute auf morgen zum bestgehassten Deutschen. Merkwürdige Erfahrungen hatte der Schulthess'sche Verlag zur Zeit des ersten Weltkrieges gemacht, Erfahrungen, in denen sich die damalige Mentalität des Schweizers kundtat. Die kriegsgeschichtlichen Werke des Obersten Egli, die in Deutschland, aber auch in der deutschsprachigen Schweiz grossen Anklang fanden, trugen ihrem Verleger von alliierter Seite, das heisst von Schweizern, die sich jener Richtung verschrieben hatten, anonyme Schmähbriefe ein. Dasselbe geschah von der andern Seite bei der Herausgabe von Eduard Fueters Weltgeschichte, dessen Sympathien, wenn auch in sehr gemässigter Form,

mehr den Alliierten galten. Die Werke von Kuno Hofer aber, welche die Mitte hielten, blieben unbeachtet. Derartige Verlegererlebnisse, deren noch manche andere zu erwähnen wären, liessen den Schulthess'schen Verlag von seinem Grundsatz, nur solche Bücher zu verlegen, für deren Inhalt er einstehen konnte, nicht abbringen.»

Im Laufe der letzten Jahrzehnte liess Schulthess die Druckerei modernisieren, ausbauen, mit neuen Maschinen bestücken: ein wage- mutiges Unternehmen, das in dem alten Haus schon rein baulich auf Schwierigkeiten stiess. Dass er sich diese Neuerungen fast abringen musste, hängt mit seinem Traditionsgefühl zusammen, mit einem gewissen Misstrauen dem Neuen gegenüber. Mit Scharfblick hat Schulthess die Gefahren der Traditionsgebundenheit erkannt und mit vollem Bewusstsein den Kampf aufgenommen. Die Vervollkommnung der technischen Einrichtungen gab ihm die Befriedigung, seine Werke in eigener Offizin drucken zu können. Je ausgesprochener er sich der Herausgabe wissenschaftlicher Werke zuwandte, um so reger gestaltete sich der Verkehr mit den Dozenten unserer Hochschulen, mit Gelehrten und Wissenschaftlern, den Schulthess dankbar als Bereicherung seines Lebens empfand. Hohes Lob spendet der verstorbene Chef seinen Angestellten, dem treuen Stab der Firma. Verbarg er auch oft Anteilnahme und persönliches Verständnis hinter seinem kurzangebundenen Wesen, so fühlten seine Angestellten doch seine Gerechtigkeit, seine Güte und seine Loyalität. Seinem Wesen entsprach auch der persönliche Arbeitsraum, das «Arbeitskabinett», ein winziger Raum, angrenzend an den Buchladen, ein einfacher Schreibtisch, ein mit schwarzem Wachstum bezogenes Sofa, mit runden Nägeln beschlagen, an den Wänden ein paar Stiche, die Bilder seiner Geschäftsvorgänger; in dieser einfachen, sehr persönlichen Umgebung wurde über bedeutendste wissenschaftliche Werke diskutiert.

Dass neben juristischen, geschichtlichen, medizinischen und anderen wissenschaftlichen Werken auch hin und wieder ein Blümchen aus dem Garten der schönen Literatur in dem strengen Verlagshaus aufblühen durfte, zeugt von dessen Grosszügigkeit. Schon im Jahre 1844, also längst vor der Ära Hans Schulthess, wagte sich eine reizende «Damenzeitung» mit hübschen farbigen Modebildern ans Licht. Ihres hohen Preises wegen musste sie eingehen und wurde sogar zur gesuchten bibliophilen Rarität. Nanny von Escher, die «Dichterin vom Berge» – vom Albis –, die mütterliche Freundin und Gönnerin des Freundeskreises um Hans Schulthess, wurde gewissermassen

«Hausautorin» in der «Weinleiter». Ihre historischen Novellen und Reminiszenzen, anmutig gebunden, fanden vom Zwingliplatz aus ihren Weg in die aufnahmebereiten Kreise. Die Gedichte Pfarrer Adolf Maurers durften ebenfalls im Schatten der Münstertürme sich entfalten, und als verwöhntestes der Musenkinder tänzelte Robert Faesis «Zürcher Idylle» im Rokokokleidchen über den ernsthaften Platz.

Im Jahre 1902 durfte Hans Schulthess seine liebe Gattin, Helene Hünerwadel, von Zürich, Bern und Lenzburg, heimführen. Dass schon alte Bande die beiden Familien sich näherbrachten, bedeutete für den Familienforscher freudige Genugtuung. Bald rundete sich das Leben des jungen Paares zur schönen Vierzahl durch die Geburt eines Töchterchens, später eines Sohnes. Nach dem Hinschied der Grossmutter Zeller-Klauser im Rämiberg zog Hans Schulthess in das stattliche Haus und baute es aus zum geliebten, schönen Familiensitz. Obwohl jedem mondänen Betrieb abgeneigt, entfaltete das Ehepaar Schulthess eine gepflegte Geselligkeit. Hier im Kreise naher Freunde und seiner nächsten Familie liess Hans Schulthess seinen etwas knorrigern Ernst und seine Verhaltenheit fallen und liess sein herzliches Lachen durch die Räume tönen. Früher dem Reisen wenig gewogen, gewann Schulthess doch nach und nach Freude daran. Konnte er auch nicht allzu viel Zeit auf dieses königliche Vergnügen verwenden, so fand er um so mehr Genuss und Erholung an den Reisen nach Italien, Frankreich, Deutschland, Reisen in Städte, ans Meer, ins Gebirge, Reisen mit der Gattin allein oder in Begleitung der Kinder. Auch er war dem Zauber unseres Engadins verfallen, dessen Täler und Höhen er als guter Gänger besinnlich aber ausdauernd durchwanderte. Sein Leben erweiterte sich zusehends nach allen Seiten, nicht nur geographisch. Sein unbestechliches Urteil, seine abgewogenen Worte in der Diskussion, sein Wissen auf wichtigen Gebieten und vor allem seine Integrität brachten ihm zahlreiche Ehrenämter ein. Fast bedrückend ist die Zahl der Organisationen, die seine Mitarbeit suchten. So war er jahrelang Präsident der Städtischen Bürgerasyl-Kommission, Mitglied der Kreisschulpflege, Verwaltungsrat der Sparkasse der Stadt Zürich, Zunftsreiber und Aktuar seiner Zunft zur Saffran, Präsident des Zürcher Buchhändlervereins, des Vereins Schweizerischer Verlagsbuchhändler, Verwaltungsrat der Aktiengesellschaft für Erstellung von Arbeiterwohnungen. Er war Mitglied der ältesten militärischen Gesellschaft Zürichs, der Bogenschützen, und Ehrenmitglied der Schweizerischen Heraldischen Ge-

sellschaft. Besonders am Herzen lag ihm die Schulthess'sche Familienstiftung, die er während 25 Jahren als ihr Vorsitzender betreute und der er den schönen Geist der Zusammengehörigkeit zu geben verstand. Gross ist die Verehrung, die der Verstorbene von der weitverbreiteten «Sippe» zu seinen Lebzeiten, die er heute noch entgegennehmen durfte und darf. Mit besonderer, stolzer Genugtuung folgte Schulthess dem ehrenvollen Ruf der «Gelehrten Gesellschaft», sein Wissen als deren Mitglied in ihren Dienst zu stellen.

Obwohl ihn die Leitung seines Geschäftes, die Erfüllung seiner sozialen und gesellschaftlichen Verpflichtungen voll in Anspruch nahmen, fand er doch Zeit zur Pflege seiner Liebhaberei, einer Liebhaberei, die immer mehr zur grossen lebenserfüllenden Aufgabe wurde: die Geschichtswissenschaft, die Genealogie, die Familienforschung. Schon der Schüler fühlte sich zur Geschichte hingezogen, und früh begannen die Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits Gestalt für ihn anzunehmen, verfolgte er alle Zusammenhänge, alle inneren und äusseren Verflechtungen. Leere Namen und Jahreszahlen konnten ihn nicht befriedigen, er suchte sie mit Leben zu erfüllen und stellte seine Menschen in Schicksal und Kampf. Dabei kam ihm sein erstaunliches Gedächtnis zu Hilfe, das mit Leichtigkeit aufnahm, durchschaute, registrierte und festhielt. Seine erste Arbeit auf genealogischem Gebiet war die Geschichte der Familie Schulthess, Festgabe zum Jubiläum von 1908. Er selbst kritisierte später dieses sein «Meisterstück», in der Erkenntnis, dass absolute Objektivität schwer zu erreichen sei, besonders in Fällen persönlicher Verbundenheit, wo das Herz mitzusprechen Gefahr läuft. Diese Erfahrung kam ihm zu- statten bei der Abfassung der Familiengeschichten der von Muralt, der von Orelli, der Geschichte der Zunft zur Schiffeuten, Publikationen, die seinem Verlagshaus zur Ehre gereichten. Immer vertiefter wurden seine Studien, die Liebhaberei wurde zur Wissenschaft, zu einem Wissen, das sich hauptsächlich auf das geistige, kulturelle und wirtschaftliche Leben seiner Vaterstadt im 18. Jahrhundert konzentrierte. Grössere Arbeiten, wie die Herausgabe verschiedener Neujahrsblätter – Neujahrsblatt der Gelehrten Gesellschaft «Die Stadt Zürich und ihre alten Geschlechter», der Feuerwerker «Oberst Joh. Jakob Meyer zum St. Urban», «Die Lochmann, ein zürcherisches Soldatengeschlecht» – und bestimmende Mitarbeit am «Schweizerischen Geschlechterbuch», wurden unterbrochen durch kürzere oder längere Artikel – Kulturbilder nannte er sie – in der «NZZ». In vier ansprechenden, gediegen ausgestatteten Bändchen gesammelt, stehen

diese köstlichen Miniaturen nun in der Bibliothek vieler Zürcher Häuser als liebenswürdige, oft um Rat gefragte Führer durch die Lokalgeschichte des 18. Jahrhunderts. Sein erstaunliches Wissen auf diesem Gebiet brachte ihm die verdienten öffentlichen Anerkennungen ein. Er wurde in das Kuratorium der Stiftung für wissenschaftliche Forschung gewählt, und als schönste Krönung seines Werkes wurde ihm die Verleihung des Dr. h.c. der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich zuteil, in deren Jubiläumsjahr 1933.

Das Jahr 1941 brachte dem ersten Haus am Zwingliplatz, brachte der «Weinleiter» das hohe Fest des Jubiläums: 150 Jahre Verlags-  
haus Schulthess & Co. Auch bei dieser Gelegenheit stellte der Chef der feiernden Firma wieder seinen Sinn für Mass und Zurückhaltung unter Beweis. Weder Trompetenspiel noch Fahنشmuck, nur eine gediegene kleine Festschrift, ein Rückblick auf Erstrebtes und Erreichtes. Aber diese schmale Festschrift spricht deutlich von Werk und Geist des Hauses.

Sein glückliches Familienleben, seine geschäftlichen Erfolge, die Möglichkeit, sein Wissen zur Geltung zu bringen, seine gehobene soziale Stellung hätten Schulthess durchaus zum lebensbejahenden, zum positiv eingestellten Menschen formen sollen. Trotz diesen günstigen Umständen lag etwas Schwerblütiges in seinem Charakter, der sich nur selten unbeschwerter Fröhlichkeit hingab. Ein Wort Johanna Spyris kommt uns in den Sinn. Sie sagte von ihrem grossen Freund C.F. Meyer: «Er lebte zu viel in der Vergangenheit, man lebt nicht ungestraft so stark mit den Entschlafenen». Hans Schulthess hat sich bei seinen Forschungsarbeiten tief in die Vergangenheit verstrickt, ist nicht nur den hellen Wegen nachgegangen, sondern hat auch den Mut zu den dunklen gefunden. Er schreibt: «Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, dass meine vier Urgrossväter: Chorherr Dr. Johannes Schulthess, Obergerichter Hans Georg v. Grebel, Oberst Hans Jakob Meyer und Hans Kaspar Ott-v. Muralt, sämtliche Stadtzürcher und Zeugen der Helvetischen Revolution waren. So verschiedenartig ihre äusseren Umstände sein mochten, gehörten sie, der eine wie der andere, der städtischen Oberschicht an und galten bei der Landbevölkerung wie auch in den Augen ihrer Mitbürger als Aristokraten.» Immer wieder begegnen wir dem geheimen Stolz und der berechtigten Genugtuung, einem aristokratischen Geschlecht anzugehören, aber immer wieder und noch mehr fühlen wir die Last der Verantwortung, die ihm aus dieser Tatsache erwächst. Nie freut er sich am Vorteil seiner Abstammung, immer steht die Verantwortung

der Geschichte gegenüber vor ihm, fordernd. Er nimmt es sehr genau mit dem Wort «noblesse oblige».

Das alte Haus zum St. Urban, reicher an Tradition als an Sonne und Frohsinn, kam seiner Veranlagung entgegen; oder wuchs die Veranlagung aus dem Milieu? Aber ohne das alte Haus, von dem er sich getragen und zugleich bedroht fühlte, lässt sich sein Dasein und sein So-sein nicht vorstellen. Er wusste um seine Verwurzelung im Geiste des St. Urban und stellte sich kräftig zur Wehr gegen Traditionsgebundenheit. So hat er sich den durchaus freien Blick gewahrt, den sein Beruf, seine zahlreichen Verpflichtungen und Ämter von ihm verlangten. Dem elterlichen Stammhaus hat er in seinen «Kulturbildern» ein kurzes, fast trockenes Kapitel geweiht, ein fast nüchternes Denkmal gesetzt. Er hat sich nie gewehrt gegen das Niederlegen des alten Hauses, er hat den harten Schritt der Gegenwart erkannt und vorausgeahnt, dass ein erhaltener St. Urban bald ein einsames Dasein führen müsste in moderner Umgebung.

Wer aber den St. Urban noch erlebt hat, der bleibt ihm in heimlicher Liebe zugetan, der kann den bekiesten Hof, das heimliche Gärtchen nicht vergessen und nicht den schummerigen Hausgang mit seinen Sandsteinplatten, mit dem einfach-anmutigen Empire-Treppengeländer, den wenigen dunklen Bildern an den Wänden, der vergisst nicht die Nussbaumtüren mit den stilvollen Messingschlössern und nicht die Kachelöfen mit Landschaftsbildern. Und der ehrfurchtsvolle Schauer beim Betreten des «Saales» rieselt noch durch seine Glieder. Bild an Bild reihen sich die Panneaux an den Wänden, Reiter-, See- und Waldstücke von bekannten Malern des 18. Jahrhunderts. Das Haus St. Urban, 1790 im Auftrag des Seidenfabrikanten Heinrich Meyer-Landolt durch den später sehr bekannt gewordenen Karlsruher Architekten Friedrich Weinbrenner erbaut, wurde zum Stammhaus des Zürcher Dichters C. F. Meyer und fiel später durch Erbgang an die Familie Schulthess-Meyer, die Eltern des verstorbenen Hans Schulthess.

So bilden die drei Stätten St. Urban, Rämiberg und Zwingliplatz die äusseren Eckpfeiler seines Lebens.

Bis ins hohe Alter, bis er die 80 Jahre überschritten hatte, durfte er seine geliebte Arbeitsstätte, das «Kabinett» in der «Weinleiter» am Zwingliplatz aufsuchen. Seine Familie dehnte sich aus, die Kinder, später drei Enkelkinder und schliesslich drei Urenkelbüblein spannen die bunten Fäden vom Gestern zum Heute und zum Morgen. Machte er sich auch, seiner Veranlagung gemäss, mitunter Sorgen um die

Zukunft seines Geschäftes, er durfte doch die Beruhigung erleben, dass die Zügel des Betriebes von den steten und sicheren Händen seines Schwiegersohnes festgehalten wurden. Nach einer akuten Krankheit verengte sich der Kreis des Lebens, die Gänge zur Arbeit wurden von kleinen, immer kürzer werdenden Spaziergängen abgelöst. An Weihnachten 1957 traf ihn unvermutet der schwerste Schlag seines Lebens: die geliebte Gattin wurde nach über 50jähriger enger Gemeinsamkeit von seiner Seite abberufen. Nun traten Heimweh und Einsamkeit in seine behaglichen Stuben, jene Einsamkeit, die durch keine noch so herzlichen Beweise von Liebe und Anhänglichkeit seiner Familie und Freunde ganz gemildert werden kann. Am 4. November 1959 trat die letzte Stunde ans Lager des müden Kranken, von ihm erwartet und willkommen geheissen. Ein ganzes Stück altes Zürich, unseres alten Zürich, ist mit Hans Schulthess von unserer wechsellvollen Bühne abgetreten. Es wird in dieser seiner Art nicht mehr ersetzt. Ein altes Zürich mit allen seinen Eigenarten, seinen Ecken und Kanten, aber mit seinem tiefen inneren Wert.